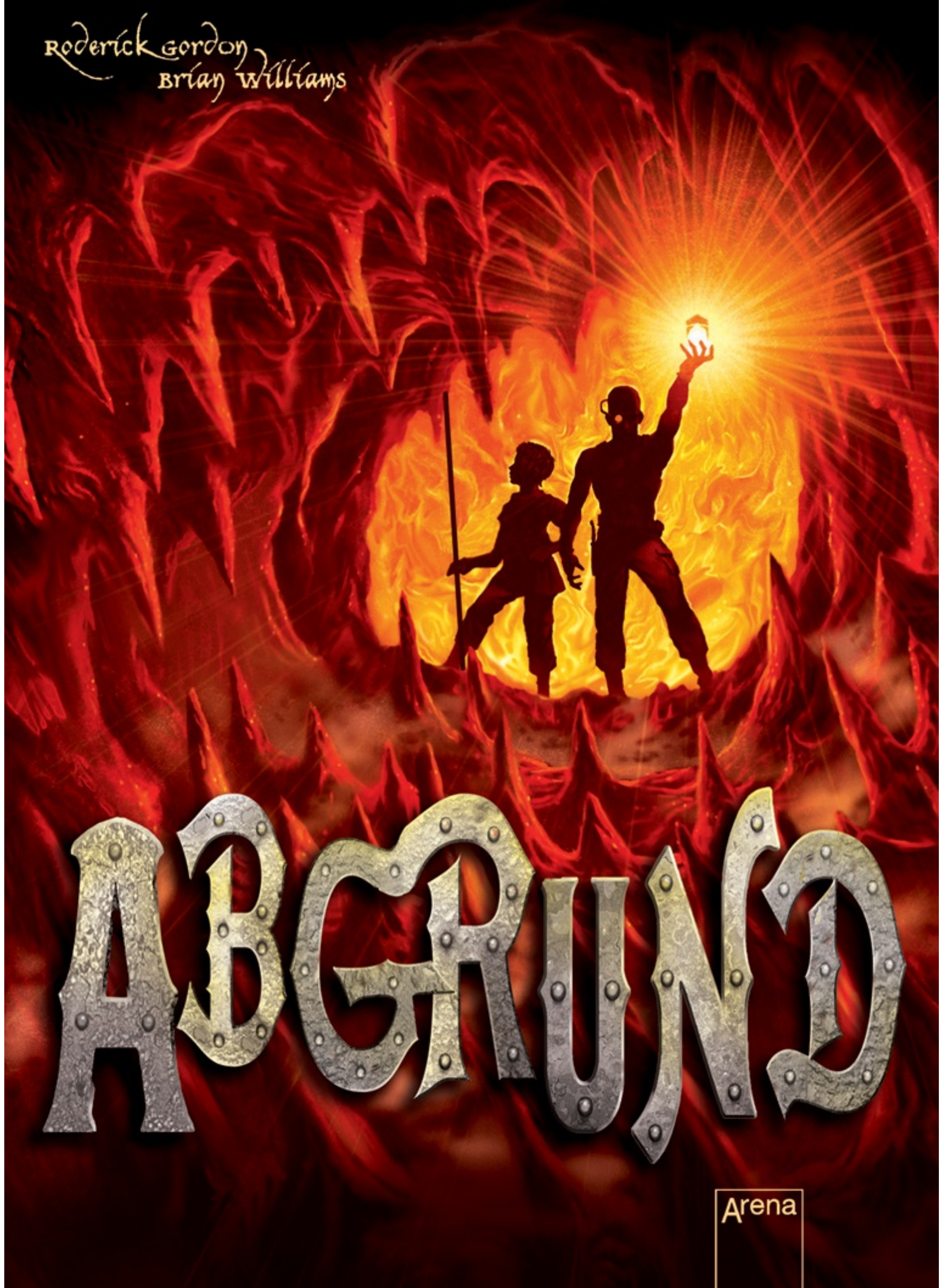


Roderick Gordon
Brian Williams



ABGRUND

Arena

nieder. Während der nächsten zwölf Stunden passierten sie noch zahlreiche Sturmtore. Und jedes Mal hielten sie wachsam Ausschau, falls einer der Kolonisten auf die Idee kommen sollte, mal nach Chester zu schauen. Doch es tauchte niemand auf, und nach jedem Zwischenstopp nahmen die Jungen ihre übliche Routine aus Schlafen und Essen wieder auf. Da Will spürte, dass sie sich dem Ende der Bahnstrecke nähern mussten, begann er, erste Vorkehrungen zu treffen: Auf die große Menge von Leuchtkugeln, die er bereits in den beiden Rucksäcken gesammelt hatte, packte er so viele Früchte, wie nur hineinpassten. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wo und wann sie in den Tiefen Nahrung finden würden, und er war fest entschlossen, alles mitzunehmen, was sie tragen konnten.

Das monotone Rattern des Zugs wiegte ihn in einen tiefen Schlaf, aus dem er urplötzlich durch das klirrende Scheppern einer Glocke gerissen wurde. In seiner schlaftrunkenen Verwirrung dachte er zuerst, sein Wecker würde klingeln, damit er endlich aufstand und sich für die Schule fertig machte. Automatisch tastete er nach seinem Nachttisch, doch statt des Weckers fanden seine Finger nur den dreckigen Waggonboden. Das mechanische Drängen der hämmernden Glocke riss ihn vollends aus dem Land der Träume, und er sprang auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Das Erste, was er sah, war Cal, der sich fieberhaft Socken und Schuhe anzog, während Chester nur verwirrt zuschaute. Das grelle Schrillen wurde immer lauter und hallte von den Wänden und der Tunneldecke wider.

»Macht schon, ihr beide!«, brüllte Cal lauthals.

»Warum?«, formulierte Chester lautlos mit den Lippen und wandte sich bestürzt an Will.

»Es ist so weit! Macht euch fertig!«, rief Cal und schnürte seinen Rucksack zu.

Fragend starrte Chester ihn an.

»Wir müssen hier raus!«, brüllte der kleinere Junge und deutete wild gestikulierend auf die Zugspitze. »Wir müssen abspringen, bevor wir den Bahnhof erreichen.«

5

Ein vollkommen anderer Zug als der, in dem ihre beiden Söhne in Richtung Erdinneres rasten, brachte Sarah nach London. Trotz ihrer Müdigkeit gestattete sie es sich nicht zu schlafen, erweckte allerdings die meiste Zeit bewusst diesen Eindruck, um andere Fahrgäste davon abzuhalten, sie anzusprechen. Da der Zug auf dem letzten Stück sehr häufig anhielt und immer mehr Passagiere zustiegen, wurde es im Abteil bald ziemlich eng. Sarah fühlte sich ausgesprochen unbehaglich. Am letzten Bahnhof war ein Mann mit einem ungepflegten Bart eingestiegen, ein armer Schlucker in einem schäbigen Mantel, der eine bunte Mischung von Plastiktüten mit sich schlepte.

Sie musste auf der Hut sein. Die Styx gaben sich manchmal als Stadtstreicher aus. Mit ihren hohlwangigen Gesichtern brauchten diese unterirdischen Polizeitruppen nur etwas Bartwuchs und eine ordentliche Lage Dreck und waren danach nicht mehr von den Unglückseligen zu unterscheiden, die sich in den Ecken jeder Stadt finden.

Es war ein cleverer Schachzug. In dieser Tarnung konnten sich die Styx so ziemlich überall herumtreiben, ohne bei den Übergrundlern unerwünschte Aufmerksamkeit zu erregen. Und außerdem ermöglichte diese Verkleidung es ihnen, Überwachungsposten an allen größeren Bahnhöfen einzurichten und die vorbeikommenden Passagiere genauestens zu beobachten.

Sarah konnte gar nicht mehr zählen, wie oft sie schon Obdachlose in Türeingängen hatte liegen sehen, deren glasige Augen unter den filzigen Haaren sie genau sondiert hatten – schwarze Pupillen, die in ihre Richtung blitzten und denen nichts entging.

Aber war dieser Landstreicher einer von ihnen? Sarah beobachtete sein Spiegelbild im Zugfenster, als er eine Dose Bier aus einer der schmutzigen Einkaufstüten hervorkramte. Er riss die Dose auf und begann zu trinken, wobei er einen Teil der Flüssigkeit über seinen Bart verschüttete. Sarah hatte bemerkt, dass er sie bereits mehrfach direkt angesehen hatte. Er schien sie verschwommen zu mustern. Außerdem mochte sie seine Augen nicht – sie waren pechschwarz, und er blinzelte andauernd, als verträge er das Tageslicht nicht. Alles zusammen genommen ziemlich beunruhigende Anzeichen, aber so gerne Sarah auch den Platz gewechselt hätte, sie rührte sich nicht von der Stelle, um bloß keine Aufmerksamkeit zu erregen.

Daher biss sie die Zähne zusammen und blieb reglos sitzen, bis der Zug endlich in den Londoner Bahnhof St. Pancras einfuhr. Sarah war unter den ersten Fahrgästen, die ausstiegen, und nachdem sie erst einmal die Ticketkontrolle hinter sich gelassen hatte, schlenderte sie zu dem Bereich, in dem sich die Bahnhofskioske befanden. Aufgrund der überall platzierten Überwachungskameras ging sie mit gesenktem Kopf und hielt sich ein Taschentuch vors Gesicht, sobald sie in den Erfassungsbereich einer der Kameras kam. Vor

einem Schaufenster blieb sie stehen und beobachtete in der spiegelnden Scheibe den Stadtstreicher, der langsam die Haupthalle des Bahnhofs durchquerte.

Wenn es sich bei ihm *tatsächlich* um einen Styx handelte oder um einen ihrer Späher, war es besser, sich in der Menschenmenge zu verbergen. Rasch überdachte sie ihre Fluchtchancen, und sie plante gerade, in den nächsten abfahrenden Zug zu springen, als der Obdachlose – keine fünfzehn Meter von ihr entfernt – plötzlich stehen blieb und in seinen Tüten wühlte. Als ein Mann ihn versehentlich streifte, beschimpfte er ihn und schlurfte dann schwankend weiter, die Arme weit von sich gestreckt, als würde er einen unsichtbaren Einkaufswagen mit blockierendem Rad vor sich herschieben. Sarah sah zu, wie er den Bahnhof durch den Hauptausgang verließ.

Mittlerweile war sie sich ziemlich sicher, dass es sich um einen echten Obdachlosen handelte, und außerdem konnte sie es kaum erwarten, ihre Reise fortzusetzen. Willkürlich wählte sie eine Richtung, eilte durch die Menge und verließ den Bahnhof durch einen Seitenausgang.

Vor dem Gebäude stellte sie plötzlich fest, dass es ein schöner Tag war und es auf den Straßen der Stadt vor Menschen wimmelte. Perfekt. Genau wie sie es mochte. Es war viel sicherer, sich inmitten einer großen Menge zu bewegen – je mehr Leute, desto besser. In Gegenwart zahlreicher potenzieller Augenzeugen würden die Styx es wohl kaum wagen, irgendeine Häscheraktion durchzuführen.

Zügig machte Sarah sich auf den Weg nach Norden, in Richtung Highfield. Das Dröhnen des dichten Straßenverkehrs schien sich zu einem durchgehenden Pulsieren zu verdichten, das sich vom Bürgersteig auf ihre Fußsohlen übertrug und durch ihren Körper wanderte, bis sie es fast in ihrem Magen zu spüren glaubte. Doch seltsamerweise empfand sie es als beruhigend – ein tröstliches, konstantes Vibrieren, als fühle sie den Puls der Stadt.

Während sie durch die belebten Straßen lief, betrachtete sie die neu errichteten Gebäude, doch sobald sie eine der zahlreichen, überall montierten Videoüberwachungskameras entdeckte, wandte sie rasch das Gesicht ab. Sie war erstaunt, wie viel sich in London verändert hatte, seit sie zum ersten Mal hier gewesen war. *Wie lange war das her, fast zwölf Jahre?*

Es heißt, die Zeit heile alle Wunden. Doch das hängt ganz davon ab, was in der Zwischenzeit geschehen ist.

Viele Jahre lang war Sarahs Leben eine eintönige, trostlose Wüste gewesen; sie hatte das Gefühl, während dieser Zeit gar nicht richtig gelebt zu haben. Obwohl das Ganze schon etliche Jahre zurücklag, war ihr die Flucht aus der Kolonie noch immer schmerzhaft in Erinnerung.

Während sie weiterging, spürte sie, wie eine Flut von Bildern aus ihrer Vergangenheit auf sie einstürzte und zu überwältigen drohte. Erneut fühlte sie die erdrückenden Selbstzweifel von damals, als sie einem Albtraum entflohen war, nur um inmitten eines anderen zu landen – in dieser fremden Welt, in der das gleißende Licht der Sonne ihr körperliche Qualen bereitete und in der alles so anders und ungewohnt wirkte. Doch das Schlimmste war der Gedanke an ihre Kinder.

Aber sie hatte keine andere Wahl gehabt, sie hatte einfach gehen müssen. Ihr jüngstes, kaum eine Woche altes Kind hatte plötzlich Fieber bekommen, ein schreckliches, glühendes Fieber, das das winzige Wesen mit heftigen Schüttelfrösten quälte und ihm sämtliche Kraft raubte. Selbst jetzt noch konnte Sarah das nicht enden wollende Wimmern

hören, und sie erinnerte sich wieder daran, wie hilflos sie und ihr Mann sich gefühlt hatten. Sie hatten den Arzt förmlich angefleht, ihnen ein Medikament zu geben, aber er hatte ihnen mitgeteilt, in seiner schwarzen Dokortasche befände sich nichts, was helfen würde. Sarah war fast hysterisch geworden, doch der Arzt hatte nur mürrisch den Kopf geschüttelt und war ihrem Blick ausgewichen. Sie wusste, was dieser Blick zu bedeuten hatte, denn sie kannte die Wahrheit: In der Kolonie herrschte ein ständiger Mangel an Arzneimitteln. Die geringen Mengen an wichtigen Medikamenten wie etwa Antibiotika, die man tatsächlich auf Vorrat angelegt hatte, waren ausschließlich für die Behandlung der herrschenden Klasse bestimmt – für die Styx und vielleicht einen äußerst kleinen Kreis innerhalb des Gouverneursrats.

Natürlich hätte es eine Alternative gegeben: Sarah hatte vorgeschlagen, etwas Penizillin auf dem Schwarzmarkt zu kaufen, und wollte ihren Bruder Tam bitten, es für sie zu besorgen. Doch Sarahs Ehemann hatte sich unnachgiebig gezeigt. »Eine solche Vorgehensweise kann ich nicht billigen« – das waren seine Worte gewesen, während er düster auf den unglückseligen Säugling starrte, der von Stunde zu Stunde schwächer wurde. Und dann hatte er irgendetwas von seiner Stellung in der Gesellschaft geschwafelt und dass es ihre Pflicht sei, die sittlichen Werte zu wahren. Nichts davon interessierte Sarah auch nur im Entferntesten – sie wollte einfach nur, dass ihr Kind wieder gesund wurde.

Es blieb ihr nichts anderes übrig, als das glühend heiße Gesichtchen des wimmernden Säuglings ununterbrochen mit einem feuchten Tuch abzutupfen, um so vielleicht das Fieber zu senken – und zu beten. Im Laufe der darauf folgenden vierundzwanzig Stunden verstummte das Schreien des Kindes zu einem jämmerlichen kurzatmigen Keuchen, als müsse es seine ganze verbliebene Kraft für das Atmen aufwenden. Sarah versuchte verzweifelt, das Kind zu stillen, doch es war zwecklos – der Säugling war zu entkräftet, um zu saugen. Das Leben des Kindes schwand dahin, und es gab nichts, aber auch gar nichts, was sie dagegen hätte tun können.

Sarah hatte das Gefühl, den Verstand zu verlieren.

Sie durchlitt einen hilflosen Wutanfall nach dem nächsten und zog sich von der Wiege in eine Ecke des Zimmers zurück, wo sie sich die Arme mit den Fingernägeln aufkratzte und sich fest auf die Zunge biss, damit sie nicht aufschrie und den halb bewusstlosen Säugling aufweckte.

In der letzten Stunde seines kurzen Lebens wurden die kleinen blassen Augen immer glasiger und teilnahmsloser. Und irgendwann drang ein kleines Geräusch zu Sarah vor, die neben der Wiege im abgedunkelten Raum kauerte, und rüttelte sie aus ihrer Trostlosigkeit – ein winziges Wispern, als versuchte jemand, sie an etwas zu erinnern. Sie beugte sich über die Wiege. Sie wusste instinktiv, dass sie den letzten Atemzug gehört hatte, der ihrem Kind über die trockenen Lippen gekommen war. Es lag leblos da. Der Kampf war vorbei. Sarah hob das winzige Ärmchen des Kindes und ließ es auf die Matratze zurückfallen. Es war, als würde sie eine kunstvoll gefertigte Puppe berühren.

Damals hatte sie keine Träne vergossen; ihre Augen waren trocken und von eiserner Entschlossenheit erfüllt gewesen. In jenem Moment war jede Loyalität verschwunden, die sie gegenüber der Kolonie, ihrem Ehemann und der Gesellschaft verspürt hatte, in der sie ihr ganzes Leben verbracht hatte. Und in jenem Moment hatte sie alles glasklar vor sich gesehen, als hätte jemand ein Licht in ihrem Kopf eingeschaltet. Sie wusste, was zu tun war

– und zwar mit einer solch unerschütterlichen Überzeugung, dass nichts sie aufhalten konnte. Sie musste ihren beiden anderen Kindern das gleiche Schicksal ersparen, koste es, was es wolle.

Noch am selben Abend, als der Leichnam des toten Säuglings ohne Namen in der Wiege auskühlte, hatte sie ein paar Sachen in eine Umhängetasche gestopft und sich ihre beiden Söhne geschnappt. Während ihr Mann das Haus verlassen hatte, um Vorkehrungen für die Beerdigung zu treffen, schlich sie sich mit beiden Jungen aus der Tür und hastete zu einer der Fluchtrouten, die ihr Bruder ihr einst beschrieben hatte.

Doch als hätten die Styx jeden ihrer Schritte gekannt, drohte ihr Unterfangen schon bald zu scheitern und entwickelte sich zu einem Katz-und-Maus-Spiel. Während sie sich durch das Labyrinth von Lüftungsschächten kämpfte, waren die Häscher ihr immer dicht auf den Fersen gewesen. Sarah erinnerte sich, wie sie in der Dunkelheit einen Moment innegehalten hatte, um wieder zu Atem zu kommen. Sie hatte sich gegen die Tunnelwand gelehnt, unter jedem Arm ein unruhig zappelndes Kind. Tief in ihrem Herzen wusste sie, dass sie keine andere Wahl hatte, als einen ihrer Söhne zurückzulassen. Sie konnte es unmöglich schaffen, nicht mit beiden Kindern. Erneut spürte sie die schmerzhaft Unentschlossenheit, die sie damals gequält hatte.

Doch kurz darauf war ein Kolonist, einer ihrer eigenen Leute, zufällig auf das Trio gestoßen. In dem darauf folgenden verzweifelten Gerangel hatte sie den Mann von sich gestoßen und ihn mit einem gezielten Schlag außer Gefecht gesetzt. Ihr Arm war bei dem Kampf schwer verletzt worden, und es gab nicht mehr den geringsten Zweifel:

Sie wusste, was sie zu tun hatte.

Sie ließ Cal, der kaum älter als ein Jahr war, im Tunnel zurück. Vorsichtig legte sie das zuckende Bündel zwischen zwei Felsen auf den steinigen Boden. Das Bild der kokonartigen Windel, die mit ihrem eigenen Blut beschmiert war, hatte sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis gebrannt. Genau wie das Geräusch, das der Junge machte, dieses Gurgeln. Sarah wusste, dass es nicht lange dauern würde, bis man ihn fand und zu ihrem Mann zurückbrachte, der sich um ihn kümmern würde. Ein schwacher Trost. Danach hatte sie sich mit ihrem anderen Sohn erneut auf die Flucht begeben, und mit mehr Glück als Verstand war es ihr gelungen, den Styx zu entkommen und an die Erdoberfläche vorzudringen.

In den frühen Morgenstunden waren sie durch die High Street von Highfield marschiert, sie und ihr Sohn, ein Kleinkind, das kaum laufen gelernt hatte. Er war ihr ältestes Kind und er hieß Seth. Er war zweieinhalb Jahre alt, und er schaute sich mit weit aufgerissenen, furchterfüllten Augen um, während er die ungewohnte Umgebung in sich aufnahm.

Sarah hatte weder Geld noch irgendeinen Zufluchtsort, und es dauerte nicht lange, bis sie schmerzhaft erkannte, dass es sie große Mühe kosten würde, selbst für dieses eine verbliebene Kind zu sorgen. Zu allem Überfluss bereitete ihr der Blutverlust, den sie durch die tiefe Wunde am Arm erlitten hatte, zunehmend Schwindelgefühle.

Als sie in der Ferne Stimmen hörte, führte sie Seth von der Hauptverkehrsstraße fort und durch mehrere Seitengassen, bis sie am Ende einer Straße eine Kirche entdeckte. Sie schlichen sich in den von Unkraut überwucherten Friedhof und ließen sich auf einem moosbewachsenen Grabstein nieder. Zum ersten Mal in ihrem Leben rochen sie die kühle Nachtluft und starrten voller Ehrfurcht zum sternensäten Himmel hinauf. Am liebsten hätte Sarah ein paar Minuten die Augen geschlossen, nur ein paar Minuten, aber sie